zu erretten. Aber Sturm und Wellen waren ihm zu mächtig, Schrecken, Angst und Verzweiflung lähmten seine Kraft, und überdem war es ihm, als ob die Geister der von ihm Gemordeten mit bleichen Angesichtern aus den Wassern auftauchten, ihn verfolgten und drohend ihm zuriefen: „Deine Stunde ist gekommen, in unsrer Mitte findest du ein nasses Grab.“ Vergebens rang er gegen das brausende Element, vergebens schloß er die Augen, um nur die Schaar der bleichen Geister nicht länger zu sehen. Seine Arme ermatteten, und mit dem Rufe: „Gott sei meiner Seele gnädig!“ versank er in die Tiefe des Meeres. Wenige Tage nachher spielten die Wellen seinen Leichnam an das Ufer, und ein Blitzstrahl verzehrte die Hütte, wo er so lange glücklich und zufrieden gelebt hatte.

Die böse Stiefmutter.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten ein wunderschönes und gar artiges und freundliches Töchterlein, das Mechthildis hieß. Die Mutter liebte ihr holdes Kindchen über alle Maßen, hütete es wie ihren Augapfel, erzog es sorgsam in Frömmigkeit und aller Tugend, und lehrte ihm nichts als lauter Liebes und Gutes. Der Vater aber bekümmerte sich um die kleine Mechthildis nur wenig, denn er war ein habsüchtiger, geiziger Mann, und liebte nichts so sehr, als seine Schätze an Gold und Silber, in welchen er Tag und Nacht umherwühlte. Selten nur entfernte er sich auf kurze Augenblicke aus seiner Schatzkammer, um seine Gemahlin und sein Töchterchen zu sehen; und hatte er dann ein Paar Worte mit ihnen gesprochen, so eilte er schnell wieder zurück in die düstern Gewölbe, hütete seinen Mammon wie zuvor, und bewahrte ihn vor Dieben und anderem Volke, dem darnach gelüsten könnte.

Als die kleine Mechthildis das vierzehnte Jahr erreicht hatte, ward ihre Mutter krank und starb. Das war ein großes Unglück für das arme Kind, welches nun Niemand mehr hatte, der es mit Liebe begte und pflegte, oder dem es seine kleinen Kümmernisse und Sorgen hätte klagen können. Sie weinte bitterlich, härmte sich ab, und konnte ihre zärtliche Mutter nun und nimmer vergessen. Ihr Vater aber sah nun, da seine Gemahlin gestorben war, vollends gar nicht mehr nach der kleinen Prinzessin hin, ließ sie thun und treiben, was ihr beliebte, und dachte an nichts, als wie er seine großen Schätze noch immer vergrößern und vermehren könnte.

Und eines Tages ritt der König zum Schlosse hinaus, und begab sich in den nahen Wald, um zu jagen. In dem Walde aber lag auf einem hohen Berge eine stattliche Burg, in welcher ein altes häßliches Weib ihr Wesen trieb, das eben so reich und geizig war, als der König, und in der Burg, gleich ihm, ihre Schätze bewachte. Das Weib hieß Wallrade.

Zu diesem Schlosse gelangte der König, als er von der Anstrengung des Jagens sehr erschöpft und ermüdet war. Er forderte Einlaß, und bat die häßliche, alte Wallrade um einen Labetrank und um Speise zur Stillung seines Hungers.

Als Wallrade den König erkannte, da dachte sie: „Ei, es wäre doch schön, wenn du Königin wärest, und könntest herrschen über ein großes Reich. Gewiß würdest du dem König deine Hand nicht versagen, falls er sie begehrte!“ Und um dem Könige Lust zu machen, sie zu heirathen, führte sie ihn hinab in ihren Keller, und bat ihn, sich selbst aus den vielen Fässern, die dort umherlagen, ein Glas Wein zu schöpfen. Der König ging an das erste beste Faß, drehte den Hahn und meinte, der goldhelle Wein werde sogleich daraus hervorströmen. Statt dessen aber entrollten dem Fasse lauter goldene Du-

http://www.digibib.tu-bs.de/?docid=00022958